

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	45 (1969-1970)
Heft:	10
Artikel:	Denkmalpflege : die schöne Geschichte vom schönen Haus
Autor:	Roth, Heidi
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1079296

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die schöne Geschichte vom Schönen Haus

Von Heidi Roth

Matteberndeutsch: «Housi, wei mer na der Tschaagge i Wäudu?»

«Nobis, i wott lieber i d'Aeru ga baje.»

Schriftdeutsch: «Hans, wollen wir nach der Schule in den Wald?»

«Nein, ich will lieber in die Aare baden gehen.»

Und der Titel dieses Aufsatzes? Natürlich: «Chasch du Matteänglisch?» Denn eben diese Sprache nennen die Matte-Einwohner «Matteänglisch», sei es, um damit anzudeuten, dass sie Aussenstehenden so unverständlich ist wie englisch (anderweitig würde man sagen: wie welsch oder kauderwelsch), sei es, weil die Sprache bei der Matten-Enge, einem bestimmten Teil des Mattenquartiers, ihren Ausgang nahm.

Während viele Ausdrücke aus dem Mattedialekt den meisten Berner Büben geläufig sind, so ist die Kenntnis des Matteänglisch, das zu Beginn des Jahrhunderts noch in voller Blüte stand, stark zurückgegangen. Zu seiner Rettung wurde vor zehn Jahren der «Matteänglischclub Bärn» gegründet, der es sich zur Aufgabe macht, dieses einzigartige Sprachgebilde zu erforschen und festzuhalten, ehe es ganz untergeht. Unter dem Titel «Matteänglisch» hat der Club im Barbezzi-Verlag Bern ein mit Ansichten des Mattequartiers hübsch illustriertes Bändchen herausgegeben. Es stützt sich in der Analyse des Matteänglisch und im matteänglischen Wörterbuch im wesentlichen auf den Klassiker auf diesem Gebiet, die Studie «E Ligu Lehmm» von Prof. Otto von Geyserz (Lukianos-Verlag, Bern), schildert aber ausserdem noch die Entwicklung der Matte und ihre prominenten Einwohner und bringt ausserdem Reminiszenzen alter Matte-Einwohner und Verse in Matteberndeutsch. Eine reizvolle Lektüre nicht nur für den Linguisten vom Fach!

Im Gefolge der Altstadtsanierung – und der Spekulation! – hat die Matte im letzten Jahrzehnt viel von ihrer Eigenart verloren. Solange aber noch jeder Berner Giel weiss, was «E Ligu Lehmm» ist, lebt wenigstens ihre sprachliche Eigenart fort.

Man hat's in der Schule gelernt: «schön» sagt man nicht. Es ist kein rechtes Wort und darum stets zu ersetzen durch wunderbar, prächtig, eindrücklich, grossartig und so weiter. Ich bleibe dabei: schön ist am schönsten, am vielseitigsten und ausdrucks Vollsten. Jeder kann sich darunter alles vorstellen, vor allem das, was ihm selber am besten behagt. Aber die schöne Geschichte vom Schönen Haus kann man sich beim besten Willen nicht schön genug vorstellen. Darum möchte ich sie hier erzählen:

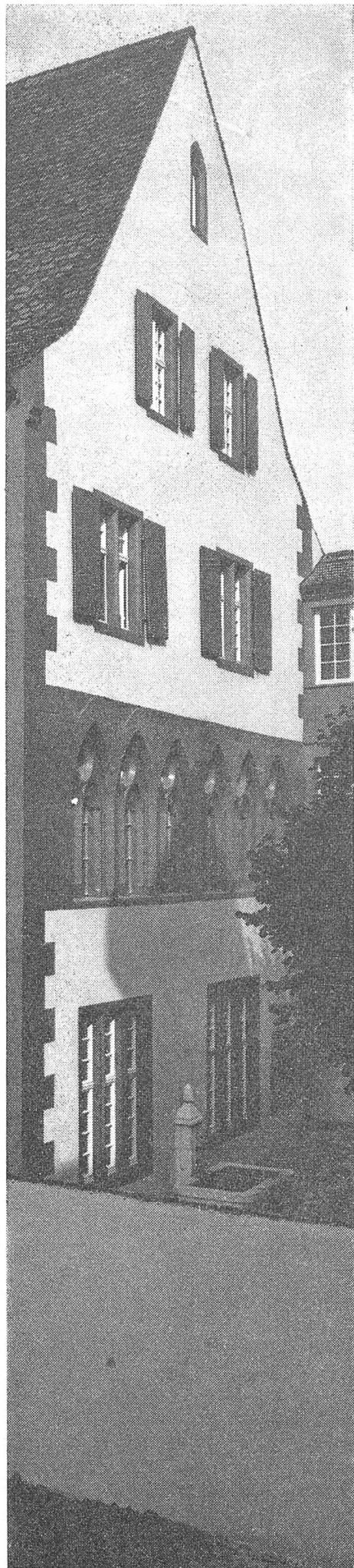
Es ist oft so, dass vom Staat erworbene und renovierte Liegenschaften, vor allem die grossen und städtisch gelegenen, als neue Räumlichkeiten für Ämter oder für repräsentative Zwecke genutzt werden. Das ärgert die Bürger, denn Ämter sind ihnen unheimlich. In Basel brauchten sie sich für einmal nicht zu ärgern, denn als der Staat die Liegenschaft am Nadelberg Nummer 6 mit den drei Gebäuden Schöner Hof, Schönes Haus und Haupthaus erwarb, da stand zum vornehmerein fest: hier würden der nahen Universität neue Seminarien zur Verfügung gestellt. Das war 1959.

Inzwischen sind Professoren und Studenten eingezogen. In einer gotischen Täferstube arbeitet der philosophische Assistent. Die alte Tordurchfahrt, Fundort eines mächtigen Silberschatzes von 5200 Münzen, dient als Aufenthaltsraum. Im Vorplatz zum anglistischen Seminar winden sich blaue Ranken auf einer hölzernen Wand, so pompös und grossartig wie landsknechtische Federbüsch. Die angehenden Philosophen spazieren täglich an ihren Fachwerkwänden vorbei, an häuslichen Riegelmauern, deren einzelne weisse Bildfelder aufs zierlichste mit spriessenden Grünstauden geschmückt sind. Im Zimmer des Alphilologieprofessors im Vorderhaus spielen sandsteinfarbene gemalte Musikanten seit dem 15. Jahrhundert unentwegt Schalmei und Dudelsack — einst zierten sie eine Ofennische. Heute ist davon das Trepplein geblieben und der hübsche

Rahmen. Die Farbe: kaput mortuum. Zu deutsch: Sandstein. Basels Lieblingsfarbe.

Das ist noch längst nicht alles, was unter Aufsicht von Denkmalpfleger Fritz Lauber an Schätzen gefunden wurde. Zu den bedeutendsten Funden wohl überhaupt, die ein Denkmalpfleger sich für seine Schatzgräberei wünschen darf, gehören zwei bemalte Balkendecken aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, darunter die «älteste profane Deckenmalerei der Schweiz», im jetzigen Hörsaal, ehedem wohl ritterlicher Gesellschaftsraum im Erdgeschoss des Haupthauses. Datum: um 1250. Die Malereien wirken in der Motivwelt sehr altägyptisch: Ritterkämpfe, Turnerkämpfe, Ungeheuer, Mischwesen, Tiere. Minnedienst? Fehlt! Es ist eine Welt der Bedrohung und des Kampfes, im Kern noch durchaus spätromanisch, doch bereits gegen das Heraldische stilisiert, in kräftigen Konturen, mit dekorativen Bereicherungen wie etwa Bäumen, Kugeln, alles in Rot-Weiss und Blau-Weiss abwechselnd, dazu der Bildgrund durch enge Vergitterung dekorativ geschmückt. Eine ungeheuerliche Angelegenheit, dieser Fund von rund 250 Motiven, alles wohlbehalten unter einer Holzverschalung versteckt — und völlig unerwartet.

Ebenso unerwartet jedoch — und nicht weniger bedeutungsvoll, im Gegenteil — ist die Geschichte mit dem Wappensatz, dem Wappenbalken. Der Fund an sich ist für Basel und den ganzen Oberrhein für diese frühe Zeit, die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, einmalig. Altersmäßig übertreift er sowohl die berühmten Wappensatzfolgen an den Balken des Hauses zum Loch in Zürich (jetzt im Landesmuseum) als auch die Zürcher Wappensatzrollen. Der Balken, der diese Wappen enthält (auf jeder Längsseite zirka 30, insgesamt also um 60) wurde auf abenteuerliche Weise gefunden: nämlich zerstückelt! Stück 1 im Vorderhaus Nr. 6, zweiter Stock, als Sturzbalken eines hofseitigen Fensters zwischen Treppenturm und Laubentür, Nr. 2 und 3 im Erdgeschoss des



Hinterhauses, als Sturzbalken der beiden strassenwärtigen Fenster. Jetzt hat man den Balken wieder vereinigt; im Schönen Haus, 1. Stock, schmückt er den ehemaligen Rittersaal mit den massverzierten Fenstern. Die Altphilologen, die hier ihr Seminar haben, werden stolz drauf sein. Auf der Hofseite finden sich die zahlreichen Wappen des Hofadels, unter anderem der Grafen von Pfirt, derer von Thierstein und Neu-Homberg und derer von Werdenberg-Sargans, das Wappen der Freien von Röten, der Freiherren von Wolhusen und anderer. Auf der dem Treppenhaus zugekehrten anderen Längsseite dagegen hat man Basler Stadtadel sowie niedrigeren Landadel verewigt: die Wappen der Edelknechte von Ramstein, der Ritter zum Turm, der Marschalk, der Münche, der Tittensheim ...

Mag sein, das Haus und seine guten Geister wollten sich mit diesen

Das «Schöne Haus» (links), in dessen ehemaligem Rittersaal heute das altphilologische Seminar untergebracht ist (unten).

Prachtsgaben dafür bedanken, dass man den Dornröschenschlaf von Amtes wegen beendigte und der Hofstatt die alte Grösse, echtes Leben und die Schönheit von ehedem wiedergab. Denn: als das Haus gebaut wurde, war es zu Hohem bestimmt. Man schrieb noch die Zeit vor der Gründung der Eidgenossenschaft. Zwischen 1250 und 1270 gehörte der Nadelberg an der Stadtmauer, dem heutigen Petersgraben, zum Wohnviertel der ritterlichen Geschlechter. Hier hauste der vornehme Stadtadel in steinernen Häusern, in dreigeschossigen Bauten, unter steilen Dächern, über zweigeschossigen Kellern. Das Schöne Haus — sein Name ist seit 1294 in den Urkunden verbürgt — war unter den stattlichen das stattlichste, glanzvollste. Das Haupthaus mit seinen zwei grossen Sälen zu ebenem Boden und im ersten Stock, die sechsteilige Folge von Masswerkfenstern dieser Prunkräume zeugen von Reichtum, Macht und Selbstbewusstsein der Bewohner. Das Schöne Haus stellte sozusagen Macht und



Reichtum dar. Wer es besass, gehörte zu den angesehensten Kreisen Basels. Als es im 15. Jahrhundert Mode wurde, nicht mehr im Hof, sondern vorn an der Strasse zu wohnen, zu sehen und gesehen zu werden, wurde der Hauptbau vernachlässigt und schliesslich als Magazin benutzt. Seine Pracht wurde vergessen, Decken wurden verschalt, vergipst, heruntergesetzt. Schliesslich wurde der Schöne Hof ein Christliches Vereinshaus und musste 100 Jahre lang den muffeligen, puritanischen, schliesslich etwas gelbstichigen Überzug ertragen.

Jetzt, da in dem Höflein, hinter rankenverzierten Holztüren, im Sandstein-Wendeltreppenhaus die Studenten diskutieren, neues Leben aus der Schier-Ruine blüht, muss man sich fragen: Wer war der Herr, der sich vor 700 Jahren ein solches Haus leisten konnte? Sie werden es nicht glauben: eines Krämers Sohn!

Konrad Ludwig hiess Ludwig nach seinem Vater, der Krämer war. Als er sich das steinerne Haus erbauen liess, nannte er sich «Herr Konrad von dem Schönen Haus» — Motto: Häuser machen Leute — und 1301, nachdem er die Ritterburg bei Herten als Lehen

erlangte, wurde er sogar «Konrad von Hertenberg». Wie reich er gewesen sein muss, kann man am Silberschatz abmessen, der in der Tordurchfahrt gefunden wurde. 5200 Münzen, das waren gute 3 Pfund. Soviel, wie einer brauchte, um ein ganzes Gut zu kaufen. Konrad von Hertenberg aber und zwei andere Basler Bürger liehen dem Bischof Heinrich von Isny nicht nur drei Pfund, sondern 600! Ein Riesenvermögen.

Und das Geld ist den Bewohnern des Schönen Hauses treu geblieben. Nach Konrad wohnte hier ein Geschlecht von Münzmeistern, dann gehörte es Junker Balthasar Hiltbrand, Obervogt auf Waldenburg und Münchenstein, Gouverneur von Neuchâtel und Oberstzunftmeister. Ihm folgte der reiche Tuchhändler Veltin Irmey, mit der Tochter des berühmten Druckers Johannes Froben verheiratet. Dann lebte hier Johannes Oporin, Sohn des berühmten Malers Hans Herbs, der die nachmals noch berühmteren jüngeren Holbeins beschäftigt hatte. Handelsmänner, Kaufleute, Zunftmeister, Vögte... und als besonders illustrer Eigner seit 1661: Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein.

Ich will Sie mit längeren Aufzählungen verschonen. Details werden auch die Herren Studenten nicht interessieren, die sich im ganzen Haus, vom Dach bis zum Keller, trefflich eingerichtet haben. Gerade im Keller! Hier haben sie Kantine und Theater. Wer hätte schon ein zweigeschossiges Studententheater, mit echten dicken Mauern und einer alten Baslerheizung als Szenerie? Ein Bühnenraum ist's jedenfalls, wie man ihn modern nicht besser gestalten könnte.

Dass sie hier auf historischem Boden wohnen, dran erinnert sie nicht zuletzt ein Sprüchlein auf der Laube, ehemalig Badestube. Da lesen sie: «Gott gesegne unser das Bad. Amen.» Bäder brauchen sie hier nicht. Auch keine kalten Duschen. Dafür sorgt auch die schöne Musengöttin am Dachhimmel gleich vorn an der Strasse, die über jeden, der zu ihr aufschaut, ein freundliches Auge und viele Sterne blinken lässt.

Ein gutes Gefühl, dass hier der Staat seiner Jugend etwas anvertraut hat, das mehr ist als historisches Gebäude: ein Schönes Haus, voller Vergangenheit, zum guten Studium — für eine bessere Zukunft.

Als Leopoldville noch Kinshasa hieß

Dass Kinshasa, die Hauptstadt der «Demokratischen Volksrepublik Kongo» zur Zeit der belgischen Kolonialherrschaft Leopoldville geheissen hat, dürfte allgemein bekannt sein, hat doch der Kongo in den letzten zehn Jahren allerhand, meist Unerfreuliches, von sich hören lassen. Dass aber das, was später Leopoldville genannt worden ist, vorher Kinshasa war, wissen wohl die wenigsten Zeitgenossen.

Gründung von Leopoldville

Nach seiner berühmt gewordenen Durchquerung des afrikanischen Kon-

tinentes, die genau 999 Tage, nämlich vom November 1874 bis zum August 1877, gedauert hat, kehrte Henry Morton Stanley im Herbst 1881 — diesmal im Dienste seines neuen Auftraggebers, der «Association Internationale Africaine», deren Präsident König Leopold II. von Belgien war — in umgekehrter Richtung von Westen nach Osten wieder ins Innere des späteren «Freistaates Kongo» zurück. Seine Reise führte ihn vorerst zu jenem riesigen Wasserbecken, das der Kongostrom bildet, bevor er in die unschiffbaren Schnellen von Kintamo

übergeht. Es war dies die Stelle, an der Stanley seine legendäre Bootsfahrt hatte unterbrechen müssen, um die Reise zu Fuss weiterzuführen; sie ist auch heute noch als Stanley Pool bekannt. Dort beschloss er, eine Siedlung zu errichten, die er zu Ehren seines Chefs «Leopoldville» taufte.

Etwa fünf Kilometer weiter flussaufwärts, leicht im Landesinneren gelegen, befand sich zu jener Zeit ein kleines Eingeborenendorf mit Namen Kinshasa. Da Leopoldville — wie sich später herausstellte — zu nahe an den Stromschnellen lag, die der Fluss-